

Claudia Mehler

Am Ende siegt die Liebe

Wie ich für
meine missbrauchte
Tochter kämpfte

Weltbild Premiere

Am Ende siegt die Liebe

Claudia Mehler

Am Ende siegt die Liebe

Wie ich für meine missbrauchte Tochter kämpfte

Aus dem Italienischen von
Katharina Schmidt und Barbara Neeb

Weltbild

Copyright © 2013 by Claudia Mehler

Titel der italienischen Originalausgabe: *Alla fine resta l'amore*

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form. This edition was published by arrangement with the original publisher Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano

Genehmigte Lizenzausgabe für Verlagsgruppe Weltbild GmbH,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

© für die deutschsprachige Ausgabe 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Übersetzung: Katharina Schmidt und Barbara Neeb

Umschlaggestaltung: *zeichenpool – Design und Kommunikation

Umschlagmotive: : © Getty images / J.A. Bracchi – © shutterstock / photowings

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

978-3-8289-2969-2

2015 2014

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

www.weltbild.de

Für S

Möge die Liebe deiner Eltern dich zu einem
Menschen machen, der ihnen ähnlich ist:
fröhlich, sonnig und einfach authentisch

Und für jene Lehrerin (*deine* Lehrerin),
die sich damals, als sie dich getroffen hat,
zur anderen Seite gedreht hat

und niemals geboren wurde

Die Namen der Betroffenen tun nichts zur Sache. Ebenso wenig wie Daten und Schauplätze und die Möglichkeit, ob man sie wiedererkennen könnte. Was zählt, ist die Geschichte an sich in der schonungslosen, wenn auch nach Möglichkeit sachlichen Rekonstruktion der Fakten.

Ich muss etwas voranstellen. Und zwar wende ich mich an dich, S, ich muss es, damit du es eines Tages verstehst. Und zwar an dem Tag, wenn du dieses Buch aufschlagen und wissen wirst, dass ich dies hier geschrieben habe. Ich benötige dein Verständnis und deine Vergebung. Ich benötige deine Unterstützung, ja, die auch, und vielleicht brauche ich sie ganz besonders dann von dir, wenn du erwachsen sein wirst. Ich muss wissen, dass aus dir jene Frau wird, die das Mädchen, das ich jeden Tag vor Augen habe, zu werden verspricht – verantwortungsvoll, leidenschaftlich und durch und durch menschlich. Ich muss einfach daran glauben, dass der schönste Glückwunsch, den wir zu deiner Geburt bekommen haben, sich auch erfüllt. Er steht hier in der Widmung zu diesem Buch, und ich bewahre ihn immer noch zwischen den Seiten meines Tagebuchs auf, zusammen mit der liebevollen Erinnerung an den Menschen, der ihn geschrieben hat. Auf dass er niemals verloren gehe. Aber, wirst du jetzt einwenden, ob er sich erfüllt, hängt doch in erster Linie von uns ab, von deinen Eltern, bei denen du nun mal gelandet bist.

Also, es ist so: Ich muss mich mit dem, was geschehen ist, auf meine Art und Weise auseinandersetzen, das ist der einzige für mich gangbare Weg. Damit mich das Ganze nicht vollkommen überrollt, hätte ich noch vor einigen Monaten gesagt, und das sage ich immer noch, allerdings meine ich es heute ein wenig anders. Sicher, für eine gewisse Zeit wird dieser Schmutz

noch unsere Nachmittage ausfüllen, aber nur Geduld, schließlich gibt es da auch die wiedergefundene Normalität des vergangenen Jahres. Denn darum geht es, man muss einen Teil des Schmerzes hinter sich lassen können, all das, was zu viel ist, was so lange hinter jedem meiner Gedanken lauerte, diese Angst, die ich nicht anders in den Griff bekommen konnte.

Dies alles in Worte fassen, darüber nachdenken, obwohl es ja besonders dich betrifft, obwohl du erst sieben Jahre alt bist und mir keine Erlaubnis dazu erteilt hast, obwohl ich damit in gewissem Maße unser Geheimnis verrate. Anders kann ich es nicht begreifen. Ich muss das Böse herauslösen, muss es wie etwas Fremdes behandeln, das nie Teil meines Lebens war und das sich jetzt, je weiter es enthüllt wird, wieder allmählich daraus entfernt. Ich muss es mit Fachausdrücken benennen, muss ihm eine Struktur geben und es in Gedanken fassen und darf es nicht mehr nur als Verletzung empfinden. Um so wieder Platz für Freude und Gelassenheit zu schaffen, aus denen du und dein Bruder Kraft schöpfen könnt, damit ihr nun weiter wie zwei ganz normale Kinder aufwachst. Es wird zwar nie mehr so sein, als wäre das alles nicht geschehen, aber ihr sollt nun die nötige Ruhe haben, die eine gewisse Distanz zwischen uns und den anderen schafft und durch die man die Ereignisse ohne Zorn hinter sich lassen kann, ohne der Versuchung nachzugeben, sich ganz von der Welt zurückzuziehen.

Heute, über ein Jahr nachdem du deine Beschuldigungen ausgesprochen hast und obwohl inzwischen die Hoffnung, dass die Schuldigen bestraft werden, zerschlagen ist, kann ich mit einiger Bestimmtheit sagen, dass ich meine Angst überwunden habe. Den Schmerz nicht, das nicht, aber die Angst. Der ursprüngliche Ansporn zu diesem Buch, mich selbst zu retten, ist in den Hintergrund getreten zugunsten eines mindestens ebenso wichtigen Ziels: Wir dürfen nicht zulassen, dass der

Glaube an Gerechtigkeit verschwindet. Und dies bedeutet, dass man sogar angesichts einer so schmerzlich persönlichen Angelegenheit, die dabei dennoch stellvertretend für so viele andere steht, die Pflicht hat, Zeugnis abzulegen.

Denn du und ich, unsere Familie, unsere Freunde, die Eltern der anderen Kinder, die Schule, wir alle sind Teil einer Gemeinschaft, in der so schwere und inakzeptable Vergehen wie die, die man dir angetan hat, weiterhin jeden Tag durch Schweigen, Wegsehen und bequemes Mitläufertum derjenigen geschehen können, die (empörenderweise) ihrer Pflicht nicht nachkommen. Ihrer Pflicht, die bedeutet, andere zu beschützen und daher genau *hinzusehen*. Durch die Feigheit derer, die sich niemals in Frage stellen, sondern es vorziehen, nichts zu hören, nichts zu sehen oder zu wissen, und sich hinter einem schwer zu widerlegenden »Ich weiß nicht, ich glaube das nicht, das ist bestimmt nicht wahr« verschanzen.

Denn wenn so etwas wie bei dir geschieht, kann man sich nicht heraushalten. Da gibt es keine Neutralität. Gleichgültigkeit und Schweigen spielen dem Bösen in die Hände. Man muss sich für eine Seite entscheiden. Und wenn man nicht für das Opfer Partei ergreift, ist man automatisch auf der Seite des Täters.

Natürlich habe auch ich manchmal Zweifel, aber ich benutze sie nicht dazu, um die Verantwortung von mir wegzuschieben.

Außerdem gehöre ich nicht zu den Leuten, die glauben, dass Kinder grundsätzlich lügen, denn durch diese bewusste Vereinfachung nimmt man ihnen ihre Individualität, was dann damit endet, dass man sie für »unwichtig« hält. Etwas, das nichts wert ist. Wenn man sie so behandelt, werden sie schließlich zu Erwachsenen, die »nichts wert« sind. Und das geht uns alle an.

Deshalb, mein Liebling, mein kleines Mädchen, widme ich

diese Gedanken dir, wenn du einmal eine erwachsene Frau sein wirst. Denn nun, da du anscheinend die Unbeschwertheit deines Alters wiedergewonnen hast, liegt meine Aufgabe darin, aufzuschreiben und zu dokumentieren, was wirklich passiert ist, und so meinen Platz als Mutter wiederzufinden.

März ...

DIE FAKTEN

31. Dezember

Ich fange hier an, obwohl die Geschichte ja eigentlich nicht an diesem Tag beginnt. Leider gibt es da noch einige Monate nachzutragen, aber es ist ein symbolisches Datum, nicht nur weil heute der letzte Tag im Jahr ist, sondern auch weil mein Mann L vor einer halben Stunde, als er den Jungen, der bei uns arbeitet, nach Hause brachte, am Straßenrand in einem Sack fünf ausgesetzte Maremmanowelpen gefunden hat. Die ungefähr vierzig Tage alten, völlig erschöpften Jungen winselten erbärmlich. Sie hatten wohl seit der vergangenen Nacht oder auch schon länger dort gelegen, denn der Sack war weiter ins Feld hineingerollt. Anscheinend waren sie nur deshalb nicht erfroren, weil sie in ihrem Gefängnis so eng aneinandergedrängt lagen. Und hier an dieser Stelle beginnt alles, bei ihren weit aufgerissenen Augen, mit denen sie L angestarrt haben, sobald er den Sack geöffnet hat. Ich spüre, dass damit alles beginnt.

Er hat sie natürlich ins Auto geladen, es wurde schon dunkel, und nach Hause mitgebracht. Dann ist er schnell losgezogen, um für sie etwas zu fressen zu besorgen. Eine halbe Stunde später kam er mit einer Packung Welpen-Trockenfutter zurück; im Geschäft war er der letzte Kunde gewesen, der Händler hat sofort nach ihm den Laden zugesperrt, schließlich war heute Silvester. Und zum Glück waren wir gerade erst vom Skiurlaub zurückgekehrt und hatten daher nicht einmal trockenes Brot

oder Milch im Haus, denn weil sie noch so klein waren, wären sie vielleicht daran gestorben.

Wir haben die Feuerholzkiste leer geräumt, diese in die wärmste Ecke des Schuppens gestellt und mit alten Pullovern ausgelegt. Die Welpen waren schmutzig und stanken nach Angstschweiß und Urin. Unsere beiden Hunde beobachteten sie von weitem, ohne sich ihnen zu nähern, aber sie ließen dieses merkwürdige weiße Knäuel keinen Moment aus den Augen, das sich immer mal wieder kratzend auflöste, um sofort wieder zusammenzufinden. Wir haben die Kleinen einzeln untersucht, ihnen zu trinken und zu fressen hingestellt. Wir haben sie gesäubert und trocken gerieben. Innerhalb weniger Sekunden war das Futter in ihren Mäulern verschwunden. Dann haben sich die Welpen unter den Pullovern eng aneinandergeschult und sind eingeschlafen. Ich habe mir ziemlich Sorgen gemacht, die Kinder könnten sich ins Gesicht fassen oder die Finger in den Mund stecken, nachdem sie die Tiere gestreichelt hatten.

Eigentlich hatten wir geplant, am Abend zu einer Silvesterparty bei Freunden zu gehen, doch inzwischen war es schon acht Uhr abends, und niemand von uns hatte mehr Lust, das Haus zu verlassen. So kochten wir uns etwas Leckeres aus den regionalen Spezialitäten, die wir am Morgen noch in unserem Ferienort gekauft hatten, und es wurde noch ein schöner Abend. Als wir um Mitternacht nach draußen gingen, um das Feuerwerk steigen zu lassen, liefen die Welpen uns zunächst zwischen den Füßen herum, ehe sie im Dunkel des Gartens verschwanden, sodass immer wieder einer von uns gehen und sie suchen musste.

Später im Bett machte ich mir Sorgen, eins von den Jungen könnte aus der Kiste klettern, in den Garten laufen und im Laufe der Nacht draußen erfrieren. Sie waren ja noch so klein und kannten sich bei uns nicht aus. Deshalb sind L und ich

noch einmal zum Schuppen gegangen und haben sämtliche Ausgänge und Schlupflöcher verrammelt.

Die Welpen lagen friedlich übereinander in die Pullis gekuschelt, keiner von ihnen hatte sich nach draußen gewagt.

1. Januar

Der Neujahrstag verläuft ruhig. Es ist klar und kalt. Ich räume auf, fülle die Waschmaschine mehrfach mit Unmengen von Urlaubswäsche, dann gehen wir zum Mittagessen wie jedes Jahr zu meinen Eltern. Die Welpen fressen sechsmal am Tag, machen sich mit dem Garten vertraut, und ihr Fell stinkt schon deutlich weniger. Sie wirken jetzt fast doppelt so groß wie am Vortag, natürlich kann das nicht sein, aber mit Sicherheit würden sie jetzt nicht mehr alle zusammen in den Plastikjutesack passen, in dem man sie ausgesetzt hatte. Eins von den Hündchen bewegt sich nur wenig und winselt im Schlaf. Ich habe Blutspuren im Kot bemerkt, und so rufen wir den Tierarzt, der allen ein Entwurmungsmittel verschreibt. Er sagt, dass die Eltern der Kleinen wohl recht schöne Rassehunde waren, mittelgroße Maremmen-Abruzzen-Schäferhunde, bestimmt von einem der Hirten in der Umgebung. Dass ihr Fell nur ganz schwache Flecken aufweist, sei auch gut, denn das sollte bei dieser Rasse nach Möglichkeit makellos weiß sein. Er rät uns, sie in ein hübsches Körbchen zu setzen und zu fotografieren, denn nur so würden wir Leute finden, an die wir sie weitergeben könnten.

Allmählich wird uns klar, dass uns die Welpen so schnell niemand abnehmen wird – das Tierheim der Gemeinde ist überbelegt und das im Nachbarort gleicht einem Lager –, und das Problem ist, dass ich nun den ganzen Tag nur damit be-

schäftigt bin, Hundehäufchen in und um den Schuppen aufzuklauben, auch von den Pullovern in der Krabbelkiste, dort allerdings eher selten. Durchschnittlich etwa zwanzig, dreißig Stück am Tag, geschätzt eins nach jeder Mahlzeit, wie am Fließband, und ich muss auch immer schnell hinter ihnen her sein, damit sie nicht auch noch reintapsen und sich schmutzig machen. So machen wir es uns zur Gewohnheit, die guten Sachen nur noch anzuziehen, wenn wir das Haus verlassen, und auch die Kinder maulen nicht, dass sie die Kleider wechseln sollen, sobald sie nach Hause kommen.

Das Wort »Glück« kommt mir in den Sinn, vielleicht weil es bekanntlich Glück bringen soll, wenn man in einen Hundehaufen tritt, und ich sehe wieder vor mir, wie ich rund um die Uhr am Telefon hänge, nachdem ich die Parkplätze aller Supermärkte der Umgebung mit dem Foto von den süßen Welpen und der Aufschrift »Zu verschenken« vollgepflastert habe. »Die Kleinen haben Glück«, begann ich dann immer, »sie hatten zwar zunächst Pech, weil sie ausgesetzt wurden, aber dafür sind sie richtig hübsch (das sagt sogar der Tierarzt!).« Und die Geschichte vom *Glück* im *Unglück*, die ich ständig wiederholte, verfehlte nicht ihre Wirkung – das Foto von den süßen Welpen in ihrem Körbchen, meine versichernden Worte, obwohl wir nicht wussten, was die Tiere durchgemacht hatten, und die Hoffnung, dass doch noch alles zu einem guten Ende führen könnte, überzeugten im Allgemeinen jeden Anrufer. Eigentlich war ich verzweifelt bemüht, jeden am anderen Ende der Leitung zu überreden, aber dennoch verschwieg ich keine unangenehmen Details.

Innerhalb von zehn Tagen hatten wir vier fortgegeben, dabei konnten wir uns sogar noch erlauben, Leuten abzusagen, die uns nicht vertrauenswürdig erschienen. Die ehrenamtlichen Helfer der Tierschutzorganisationen, die meine Suchanzeige

ebenfalls in Umlauf gebracht hatten, hätten mich am liebsten gleich für sich engagiert, so unglaublich erschien ihnen die Sache. Allerdings machte ich auch nichts anderes mehr, als mich um die Welpen zu kümmern, wobei ich immer die Horrorvorstellung im Hinterkopf hatte, es nicht zu schaffen, während es mich andererseits tröstete, dass wir sie gerettet hatten.

Bis zum 15. Februar

Das letzte Tier aus dem Wurf, ein Weibchen, haben wir über einen Monat bei uns behalten. Es war krank geworden und musste erst gesund gepflegt werden. Durch die Räude hatte es mitten im Winter sein ganzes Fell verloren, nur hier und da waren ein paar Haarbüschel stehen geblieben, und die Haut war überall verkrustet, weil es sich ständig blutig kratzte. Das Schnäuzchen war völlig kahl geworden, und die Haut dort sah rosig und runzlig aus. Sein Anblick war mitleiderregend und abstoßend zugleich, so ein kleines Wesen, das uralt aussah und bei dem überall die Knochen hervorstanden. Wir vermieden es alle, es anzufassen, und wuschen uns sofort die Hände, nachdem wir es berührt hatten.

Die Dame, der wir es versprochen hatten, musste im Februar verreisen und wollte es dann mitnehmen. Wir hatten also sechs Wochen Zeit, um es aufzupäppeln. Ich erinnere mich an die Spritzen in Schenkel, die noch dünner als bei einer Katze waren, an die Schwefelbäder in der Badewanne und das anschließende Trockenföhnen. Meine Tochter half mir immer dabei. Und das Kleine schaute uns die ganze Zeit geduldig an, während es darauf wartete, dass die Qual endlich ein Ende hatte.

Am Anfang hatten wir uns noch Mühe gegeben, es auf gar keinen Fall mit einem Namen zu rufen, wir wollten ja nicht, dass es sich daran gewöhnte. Aber eigentlich fürchteten wir nur, dass uns das Tier zu sehr ans Herz wachsen würde. Allerdings reichte schon ein Blick oder ein kurzer Befehl, und es gehorchte. Die Kinder waren sehr enttäuscht, dass uns alle Welpen wieder verlassen würden, und ließen keine Gelegenheit aus, uns das auch zu sagen. Tagelang hatten sie uns mit zähen Verhandlungen genervt, wie viele sie wohl behalten könnten, mindestens zwei und höchstens drei. Wir hatten ihnen erklärt, dass wir höchstens dann eins von den Tieren behalten würden, wenn wir es nicht abgeben könnten, aber das wäre unser eigentliches Ziel. Hauptsache war schließlich, dass wir sie überhaupt gerettet hatten.

Die Schule hatte wieder begonnen, und jeden Tag, wenn die Kinder nach Hause kamen, erkundigten sie sich sofort, ob jemand angerufen hätte oder ob jemand vorbeikäme, um sich die Welpen anzusehen. Im Jahr davor war uns ein junger Hund gestorben, der von einem Auto angefahren worden war, und seit damals hatten wir ihnen einen anderen versprochen, sodass sie eigentlich zu Recht hofften, wir würden unsere Meinung noch ändern. Es war ihnen schwer begreiflich zu machen, dass ein Maremmer Hirtenhund nicht das Richtige für uns sein konnte. Aber so war es nun einmal, und sie mussten sich damit abfinden. Alle mussten sich damit abfinden.

Das Weibchen, das so lange keinen Namen bekommen hatte und seine Geschwister eins nach dem anderen gehen sah, wartete nun darauf, selbst an die Reihe zu kommen. Es wusste, dass es nicht bei uns bleiben würde, aber es hatte sich immerhin mit den älteren Hunden angefreundet, sein Fell wuchs langsam wieder, und allmählich eroberte es sich den Platz, der ihm zugewiesen worden war. Das Rührendste war, dass es stets so ru-

hig wartete, dass es nicht mehr einforderte, als man ihm geben konnte, und dass es so klein und doch schon so klug war und auf jeden unserer Blicke und unseren Tonfall reagierte. Wenn ich sein Fressen vorbereitete, blieb es ganz still sitzen und sah mir geduldig zu, bis ich ihm die Schüssel auf den Boden stellte. Aber irgendwann war das Tier gesund und der Moment gekommen, es wegzugeben.

Am 15. Februar, einen Tag früher als verabredet, wurde das Hündchen schließlich abgeholt. Und als ich dem Auto, in dem es davonfuhr, hinterhersah, spürte ich einen dicken Kloß im Hals. Die Kinder waren in der Schule und hatten sich nicht von ihm verabschieden können, und das ist etwas, was man mit fünf oder sechs nicht so schnell verzeiht.

Deswegen beschließen wir, so schnell wie möglich einen anderen Hund zu finden, um eine Leere auszufüllen, die weitaus tiefer geht, als wir uns selbst eingestehen wollen. In der Nacht wache ich mit Tränen in den Augen auf. Im Traum habe ich unseren Welpen besucht, die Wohnung ist dunkel, und das Kleine wartet ganz allein darauf, dass seine Besitzer zurückkommen, aber es ist nicht traurig oder unruhig, es scheint ihm gut zu gehen. Sobald es mich erkennt, läuft es mir entgegen, um sich von mir streicheln zu lassen. Ich weiß, dass ich es zum letzten Mal sehe. Der Schmerz ist so groß, dass ich gar nicht mehr aufhören kann zu weinen.

16. Februar

Beim Frühstück sind die Kinder gut gelaunt. Ich gieße ihnen Kakao ein und setze mich zu ihnen. Schule und Kindergarten sind hier im Ort und nur fünf Minuten entfernt, daher können wir in aller Ruhe frühstücken. Bei S, die in die zweite Grundschulklasse geht, beginnt der Unterricht um halb neun, während Ms Kindergarten bis neun Uhr Kinder annimmt. So habe ich genügend Zeit, ihn dort abzuliefern, nachdem ich seine große Schwester an der Schule herausgelassen habe.

Wir sind zufrieden mit den Bildungs- und Betreuungseinrichtungen unserer Gemeinde, in der wir seit einigen Jahren leben. Im Moment haben wir davon abgesehen, die Kinder in die Stadt zu schicken, nicht nur um ihnen den langen Weg zu ersparen, sondern auch weil uns die Vorstellung gefiel, die Möglichkeiten eines kleinen Ortes zu nutzen, wo jeder jeden kennt, im Gegensatz zu einem größeren, anonymen Einzugsgebiet. Hier könnten sie später auch allein mit dem Schulbus oder dem Fahrrad zur Schule fahren oder vielleicht auch den Basketballkurs in der Turnhalle der weiterführenden Schule besuchen.

Ich bin Elternvertreterin. Ich kenne den Rektor und schätze die Lehrerinnen. Vor einem Jahr habe ich einen Musikkurs angeregt, der gleich für alle Klassen eingerichtet wurde. Es herrscht also eine angenehme Atmosphäre, S und M gehen gerne zur Schule und in den Kindergarten, die Lehrerinnen und Erzieherinnen sind zufrieden, und auch die Freunde meiner Kinder sind im Allgemeinen nett und gut erzogen. Mit vielen Eltern haben sich freundschaftliche Beziehungen entwickelt, die über die gegenseitigen Besuche der Kinder hinausgehen, auch das ist schön. Jeder von uns weiß, wenn es einmal ein unvorhergesehenes Problem gibt, kann man sich darauf verlassen, dass sich bei

Bedarf irgendjemand um die Kinder kümmert, sie zum Sportkurs bringt und wieder abholt oder sogar zum Abendessen bei sich behält. Und das ist viel wert, wenn man in der Stadt arbeitet und täglich Dutzende von Terminen einzuhalten hat, die unser Leben bestimmen. Und darüber hinaus verbindet uns mit einigen die Liebe zur Literatur, zur Musik oder einfach nur zum Leben auf dem Land.

S lächelt übers ganze Gesicht, sie verkündet uns, dass sie etwas Schönes geträumt hat, und will davon erzählen. Wenn sie glücklich ist, strahlt sie, ihre Mandelaugen werden dabei so schmal, dass sie wie eine lachende Chinesin aussieht. Auf einem Foto, das wir neulich in Venedig aufgenommen haben, pickt eine Taube nach der Kappe, mit der M seinen Kopf schützt, während S fröhlich Futter in die Luft wirft. Bei beiden die gleiche Freude, dasselbe strahlende Gesicht, durch die sie einander so ähneln und als Geschwister erkennbar sind. Während sie Körner streuen, stürzt sich sofort ein Haufen tänzelnder Vögel darauf. (S wurde vorzeitig eingeschult, sie ist erst im Frühling sechs geworden, aber dadurch kam sie nicht in eine wahrscheinlich schwierige Klassengemeinschaft und hat außerdem eine Lehrerin bekommen, die als eine der besten der Grundschule gilt. Bei M müssen wir noch sehen, bei ihm besteht kein Grund zu einer vorgezogenen Einschulung, denn im Moment ist kein Problem mit seinen zukünftigen Klassenkameraden und Lehrerinnen in Sicht.)

Auch S hat von unserem letzten Hundeweibchen geträumt, seit gestern haben wir ja von nichts anderem geredet, den ganzen Nachmittag haben sie und M uns mit Fragen gelöchert, wie die neuen Besitzer sind, ob es dort einen Garten gibt oder andere Hunde und Katzen, wie das Haus ist und ob sie auch Kinder hätten. Eben alles, um sich vorstellen zu können, wie es unserer Kleinen wohl in ihrem neuen Zuhause ergehen wird.

Aber der Traum von S war wesentlich positiver als meiner und auch lebendiger in den Farben, Bildern und Gefühlen, die der Verlust bei ihr ausgelöst hat. Auch sie hat den Welpen im Schlaf besucht, dann sind beiden Flügel gewachsen, sie sind gemeinsam hoch zum Himmel geflogen, haben auf einer Wolke ein Picknick gemacht und einander beim Abschied versprochen, so einen Ausflug so oft zu machen, wie sie wollten.

Auch jetzt bin ich ganz gerührt, wenn ich mir diesen Traum in Erinnerung rufe, diese Offenheit, die Liebe und das Vertrauen, mit dem man einen Verlust verarbeiten kann, und ich glaube, dass meine Tochter mich damit, wie auch in anderen Momenten unseres Lebens, etwas gelehrt hat.

Ehe ich nun zum nächsten Tag übergehe, muss ich noch etwas erwähnen. Nach der Schule, um vier – der Vater bringt die beiden morgens hin, ich hole sie am Nachmittag ab –, hatte S schlechte Laune. In den letzten Monaten kommt das häufiger vor. Und später im Auto hat sie mir aus heiterem Himmel gesagt, dass sie die Schule wechseln möchte. Ich frage, warum, und bin auch ein bisschen überrascht, dass sie hier eine so bestimmte Meinung hat, denn bisher hat sie so etwas noch nie geäußert, hat sich nicht einmal über Mitschüler beklagt.

Ich frage sie, wohin sie denn gehen möchte. Auf eine andere Schule, sagt sie bloß. Ich frage nach, um herauszufinden, was sie auf diese Idee bringt, denn es gibt keine anderen Schulen in der Nähe. Sie sagt mir, ihre Lehrerin habe einfach keine Ahnung. Da überlege ich mir, dass sie wohl wegen irgendetwas ausgeschimpft worden ist, auch das ist schon vorgekommen, und das mag sie nicht und ist dann schnell beleidigt. Ich bestehe auf einer Antwort. Sie erzählt mir daraufhin eine eher wirre Geschichte, dass sie heute zu sechst bestraft worden seien, und wiederholt, dass sie die Schule wechseln möchte. Ich sage ihr, dass die Lehrerin Recht hatte, sie zu bestrafen, wenn sie zu

sechst auf eine Mitschülerin losgegangen wären. Und damit endet unser Gespräch.

17. Februar

Schließlich finde ich am nächsten Tag den Hund, den wir die ganze Zeit gesucht haben. Einen Rauhaardackel, das letzte Weibchen aus einem Wurf. Seit Tagen verfolge ich die Kleinanzeigen im Internet, und der Züchter ist bereit, sie uns zu einem annehmbaren Preis zu überlassen, da wir keinen großen Wert auf den Stammbaum legen. Aber er wohnt ziemlich weit weg, 200 Kilometer, und so müssen wir uns bis zum Wochenende gedulden. Wir zeigen den Kindern die Fotos. Sie sind begeistert. Damit ist die Sache beschlossen, dieses Weibchen soll es sein, und wir werden es am Samstag abholen. In der Zwischenzeit sollen sich die Kinder einen Namen überlegen.

Am Abend ruft der Züchter zurück und sagt uns, wenn es bei uns auch am Freitag ginge, könne er uns ein wenig entgegenfahren. Wir schaffen es, unsere sonstigen Termine zu verschieben, und verabreden uns für den nächsten Vormittag an einer Mautstation etwa auf halber Strecke. Den Kindern sagen wir nichts, es soll eine Überraschung für sie werden.

18. Februar, bis 14 Uhr

Der Züchter trifft mit einer halben Stunde Verspätung ein. Auf der Strecke hat es einen Unfall gegeben. Der Welpen ist völlig verängstigt und hat sich eingenässt. Er hat sich während der

Fahrt auch mehrmals übergeben. Dem Züchter ist es etwas peinlich, in welchem Zustand er das Tier an uns übergibt. Wir wickeln es in ein Handtuch, und dann nehme ich es auf meinen Arm. Es sollte noch drei Tage dauern, bis es sich einigermaßen beruhigt hatte.

Zu Hause waschen wir es, aber der Geruch nach Erbrochenem geht nicht völlig weg. Dieses Hundeweibchen, das die Kinder kurz darauf Lila nennen werden, weiß noch nicht, wie sehr es uns in den folgenden Monaten damit helfen wird, dass es bei uns lebt und aufwächst. Eigentlich ist es seiner Ankunft zu verdanken, dass wir erfahren, was wir uns nie hätten vorstellen können, denn sonst hätten wir S und M niemals früher abgeholt.

Hastig essen wir etwas. Der Plan sieht so aus, den Welpen zu Hause zu lassen und dann die Kinder mit einer Entschuldigung von Schule und Kindergarten abzuholen. Rechtzeitig genug, damit wir Eltern später in die Stadt fahren können, denn um fünf sind wir verabredet, und meine Mutter kommt zu uns nach Hause, um auf die Kinder aufzupassen. Alles ist schon organisiert. Lila schläft. Die anderen beiden Hunde scheinen sie zu mögen. Sie werden schon zurechtkommen.

Ich wechsele die Hose und mache mich auf den Weg, zuerst zum Kindergarten, der etwas weiter weg liegt, und dann zur Grundschule. Ich freue mich schon auf die Gesichter meiner Kinder.

Bis ich bei S bin, ist es kurz vor zwei, M habe ich schon dabei. Die Schule ist auf drei Seiten von einem Hof umgeben, in dem die Kinder die Pausen verbringen, am hinteren Ende gibt es zwei Tore, die vom Vordereingang nicht einsehbar sind und immer offen stehen. Die Schüler spielen also in einem frei zu-

gänglichen Bereich, der zum Teil nicht einmal überwacht wird, es sei denn, eine Lehrerin oder ein Hausmeister wird eigens dafür eingeteilt. Somit könnte jeder den Schulhof betreten (viele Eltern haben sich in den letzten Jahren deswegen beschwert) und ein Kind entführen, oder ein Kind könnte die Unachtsamkeit der Aufsichtspersonen ausnutzen und ungehindert das Gelände allein verlassen. Dazu kommt, dass die Lehrerinnen sich für ihre Unterhaltungen häufig einen Platz suchen, von dem man zwar die Türen zu den Klassenzimmern sehen kann, aber nicht die Tore am Ende des Schulhofs.

Auf der Vorderseite der Einrichtung, wo die ersten Klassen und die Fachsäle untergebracht sind und wo auch die Schulbusse halten, um die Kinder ein- und aussteigen zu lassen, ist das Tor während der Unterrichtszeit unbewacht. Hier ist es noch einfacher, unbemerkt hinein- oder herauszukommen.

Ich betrete das Gelände durch das Außentor neben dem Schulgebäude. Das Mittagessen sollte schon vorbei sein, die Kinder sind bestimmt alle draußen zum Spielen, normalerweise gehen sie um eins zum Essen, manchmal auch schon um zwölf, denn die Klassen essen in Schichten.

Ich gelange zu der Stelle, an der der Hof nach links abbiegt, und höre, wie laut nach meiner Tochter gerufen wird, ich nehme an, jemand will ihr Bescheid sagen, dass ich da bin. Das Rufen überrascht mich etwas, weil ich nicht sehe, von wem es kommt, ach ja, da sitzt eine Lehrerin auf dem Boden mit dem Rücken an die Wand gelehnt, jetzt erkenne ich sie, sie ist dieses Jahr neu an die Schule gekommen, neben sich die Kinder, die zur Strafe nicht spielen dürfen. Sie ist die einzige Erwachsene hier draußen, und es war ihre Stimme, die ich gehört habe.

Ich grüße sie, biege um die Ecke und sehe mich suchend um. S ist nicht hier, wahrscheinlich war sie doch schon drinnen oder ist jetzt eben hineingegangen, und wieder höre ich jeman-

den rufen, diesmal einen Mann. Einer der Hausmeister kündigt mich sofort als die »Mutter von S« an, noch ehe ich ihm richtig ins Gesicht sehen kann, ich habe nur irgendjemanden wahrgenommen, während er mich gleich erkannt hat. Wenn das ein Spiel wäre, würde ich jetzt dem Wächter der Burg gratulieren oder dem anderen Quizkandidaten, der die Frage beantworten konnte, ehe sie zu Ende gestellt worden war. Wäre es ein Heckenschütze gewesen, läge ich längst tot am Boden.

S kommt aus dem Gang, der nach links zu den Klassenzimmern führt und nach rechts zu dem Raum, der von den Hausmeistern genutzt wird. Sie war dort oder wenigstens in der Nähe. Sobald sie mich sieht, strahlt sie und rennt wieder hinein, um ihre Sachen zu holen. Die beiden Männer dagegen bleiben in ihrem Zimmer, ich weiß nicht, wer mich angekündigt hat, aber mein Gruß wird nicht erwidert. Ich wiederhole ihn. Keiner der beiden sieht mich an oder antwortet mir. Der Blonde – erst später erfuhr ich, dass er Vito heißt – gibt dem anderen ein Zeichen, mir die Liste mit den Abmeldungen zu reichen, damit ich unterschreiben kann, er bleibt sitzen und macht keine Anstalten aufzustehen oder zumindest aufzublicken, um mich doch noch zu begrüßen. Wahrscheinlich sind sie um diese Zeit am Freitag besonders schlecht gelaunt, denke ich mir, oder vielleicht bin ich auch mitten in einen Streit geraten, denn ich spüre keine Freundlichkeit zwischen den beiden. Zumindest besteht kein Zweifel, wer hier das Sagen hat – obwohl sich der erste sonst immer recht freundlich gibt –, denn der zweite, der mit dem Schnurrbart, ist so dienstefrig. All das spielt sich in einer beinahe irrationalen Stille ab, kein Wort wird gesprochen, und es herrscht eine angespannte Atmosphäre, die man fast mit Händen greifen kann. Da stehe ich nun, und keiner hat meinen Gruß erwidert. Ich unterschreibe die Liste und gehe zu M zurück, der draußen auf mich wartet. S kommt eine

Minute später mit dem Rucksack und ihrer Jacke zu uns. Sie will mich gerade zur Begrüßung küssen, da hält sie plötzlich wenige Zentimeter vor meinem Gesicht inne, ich hatte mich schon zu ihr hinuntergebeugt, und kehrt noch einmal um mit den Worten, sie habe noch etwas vergessen. Sie geht auf Vito zu, der vom Körper seines Kollegen verdeckt wird, dieser tritt zur Seite, um sie vorbeizulassen, und sie gibt ihm ein Küsschen auf die Wange. Sein Blick kreuzt meinen – denn all dies vollzieht sich vor meinen Augen, als wäre es eine von den vielen Szenen, die Eltern gewöhnlich erleben, wenn sie ihre Kinder abholen – dieser Mann um die vierzig, den ich nicht kenne, der mir weder besonders sympathisch noch unsympathisch ist, bei dem ich bis jetzt auch noch keine Veranlassung hatte, ihn näher kennenlernen zu wollen (wir haben niemals auch nur zwei Worte miteinander gewechselt), den ich immer höflich grüße, aber ihn wohl kaum erkennen und mit der Schule von S in Verbindung bringen würde, wenn ich ihm auf der Straße begegnete, dieser »neutrale« Mensch, der mich heute so offensichtlich ignoriert und den ich vielleicht in meinem tiefsten Innern verachte – das muss der Grund für mein Desinteresse sein: Normalerweise kann ich mir Personen und Gesichter gut merken, aber ich mag wohl sein etwas grobschlächtiges, bäuerliches Aussehen nicht, die dumpfe Ungebildetheit, die er ausstrahlt (obwohl er sich manchmal bemüht, witzig zu sein), die fleckigen Zähne, den Kugelbauch, das völlige Fehlen von irgendetwas, das mein Interesse erregen könnte, all das hat ihn in meinen Augen und in denen von L bis zu diesem Moment zu jemand völlig Verschwommenem, Unidentifizierbarem gemacht (so dass wir in der Folgezeit sogar Schwierigkeiten haben, uns sein Gesicht vorzustellen, als ob man es nicht klar fokussieren könnte) – dieser Mann also, der uns so fremd ist, dieser Mann ist beim Abschiedsküsschen meiner Tochter wie versteinert. Es dauert bloß

einen Moment, aber seine Starre, während er den Kuss empfängt und mich dabei ansieht, ist merkwürdig, vollkommen unverständlich, und er wirkt auf mich, ich kann es nicht anders ausdrücken, als fühlte er sich ertappt.

Dann kehrt S zu mir zurück, ich lächle sie an, und gemeinsam ziehen wir los.

Sofort danach

Eine Erinnerung nimmt Gestalt an. Alles an diesem Nachmittag ist ungewöhnlich. Der Kuss, die Stille, dass meine Tochter sich allein in dem Gang aufhielt und dort keine anderen Kinder spielten, dass ich namentlich angekündigt und wie schnell ich erkannt wurde, diese laute Stimme. Ich erinnere mich, dass ich einen Augenblick gedacht habe, vielleicht habe einer von den beiden sich in mich verguckt, doch diese Idee habe ich sofort, noch während ich sie zu Ende dachte, als vollkommen unwahrscheinlich verworfen, es war auch keine Schüchternheit oder Zurückhaltung zu spüren, vielmehr ein Gefühl von unangenehmer Überraschung, ja vielleicht sogar, denke ich weiter darüber nach, von Erwischtwerden und Erschrecken; und mehr als alles andere hat mich die herrische Geste gegenüber dem anderen Hausmeister gestört, diese Bewegung, die so aggressiv wirkte wie ein Schlag oder Schuss und nicht wie eine Anweisung. Dazu die Beflissenheit beim anderen, die in perfektem Einklang zu dieser Geste stand. Und S, die fast wie in Trance zu mir zurückkehrte, wie ein kleiner Roboter. Der Blick des Mannes. Die Erstarrung, die ihn erfasst hat.

All das, was ich in einem kurzen Moment fast unterbewusst wahrgenommen habe und das wegen seiner Nichtigkeit und der Bedeutungslosigkeit der damit verbundenen Personen eigentlich dazu bestimmt war, formlos zu bleiben, erhält erst durch die Erzählung meiner Tochter Gewicht, nimmt Gestalt an und lässt die Erinnerung daran unauslöschlich werden.

Eins steht auf jeden Fall fest: Mein vorzeitiges Erscheinen heute war völlig unerwartet.

Vor der Schule

Während wir zum Auto laufen, frage ich S, wer denn dieser Hausmeister ist, von dem sie sich eben verabschiedet hat, denn ich kenne ihn kaum, ich weiß nicht einmal, wie er heißt. Dabei versuche ich, mich darüber zu freuen, wie schnell sie Freundschaften mit Erwachsenen und Kindern schließt. Ich bin eigentlich nicht besonders begeistert und würde gern etwas gegen diese allzu vertrauliche Geste unternehmen, die sie wohl für angemessen hält, aber dann denke ich mir, dieser Umgang gehört eben dazu in einer Schule auf dem Land.

Aber im Grunde bin ich weniger über den zärtlichen Abschiedskuss an sich überrascht, den ich gerade mitbekommen habe – S war schon immer sehr überschwänglich mit jedem, den sie trifft –, als vielmehr darüber, dass ich diesen Hausmeister überhaupt nicht kenne. Sonst kommen nämlich die Erwachsenen, die von S' überschäumendem Temperament erobert wurden, früher oder später von selbst auf uns zu. Seit sie vor zwei Jahren eingeschult wurde, passiert es ständig, dass uns Lehrer, Angestellte oder einfach Eltern von Mitschülern ansprechen, weil sie das Bedürfnis haben, die Eltern von diesem quir-

ligen Mädchen kennenzulernen. Sogar Lena, die Hausmeisterin, die für die ersten Klassen zuständig ist, hat im letzten Jahr begonnen, mir zuzulächeln, und mehrmals die Gelegenheit genutzt, S in meiner Gegenwart zu loben und ihr zu versichern, dass sie sich mit jedem Problem an sie wenden könnte.

Dieses Jahr sind für das Stockwerk mit den zweiten Klassen die beiden Männer zuständig, die mich gerade empfangen haben und die ich überhaupt nicht kenne, auch weil sie sich selten bei Schulende draußen blicken lassen. Und selbst wenn mir das in dem Moment noch nicht klar ist, muss es diese ausweichende Haltung gewesen sein, dieses beharrliche Ignorieren meiner Person (nicht einmal als wir gehen, rafften sie sich zu einem Gruß auf) im Gegensatz zu dem vertrauten Umgang von S mit ihnen, der meine Verwunderung hervorruft.

Meine Tochter dagegen ist überglücklich. Sie glaubt, dass ich endlich eingelöst habe, worum sie mich schon länger gebeten hat, und dankt mir immer noch einmal mit ihrem Lächeln. In letzter Zeit hat sie mich nämlich jeden Tag angebettelt, dass ich sie einmal früher von der Schule abhole, als hätte sie sich das verdient, um dann zu schmollen, wenn ich zur üblichen Uhrzeit kam. Inzwischen erkläre ich ihr gar nicht mehr, dass so etwas nicht geht, weil sie dann sofort schrecklich aggressiv wird. Der Nachmittag in der Schule scheint sie zu überfordern. Sie kommt immer mit einer finsternen Miene nach draußen, die noch grimmiger wird, sobald sie mich sieht. Und das, obwohl sie nach den Weihnachtsferien sowieso kaum zur Schule gegangen ist. Sie hat eine hartnäckige Grippe mit Fieber und Kopfschmerzen, die sich sofort wieder bemerkbar machen, sobald sie die Klasse betritt oder spätestens ein bis zwei Tage danach. Und so bin ich von ihrer ständigen Bettelei ziemlich genervt.

Auf jeden Fall ist sie heute besonders glücklich, es macht ihr

überhaupt nichts aus, dass sie nun die Pause verpasst, im Gegensatz zu ihrem kleinen Bruder, der heftig gemault hat, weil er seine Spiele mit den Freunden unterbrechen musste.

Sie wundert sich sehr, dass ich nicht weiß, wie dieser Hausmeister heißt. Ich antworte ihr, dass ich ihn vor heute so gut wie nie gesehen habe, und frage sie, ob er nett ist. Sie sagt mir, dass Vito supernett ist und ein enger Freund von ihr. Sie mag ihn sehr, weil er sie jeden Tag die Pausenglocke läuten lässt und ihr zehn Bonbons schenkt. Aber nur weil sie sein »Liebling« ist, fügt sie schnell hinzu, sonst darf niemand die Klingel läuten. Ich schimpfe etwas, dass er ihr so viele Bonbons schenkt, zehn halte ich für zu viel, das sei doch nicht gut für sie. Aber nein, antwortet sie, wenn er ihr die gibt, ermahnt er sie, höchstens drei selbst zu essen und den Rest an ihre Mitschüler zu verschenken. Und außerdem, versichert sie mir, sind die, die er ihr gibt, gar nicht schlimm für die Zähne.

»Was ist mit Lena«, frage ich sie, »die Hausmeisterin für die ersten Klassen, die hast du doch auch so gern gehabt, ist die immer noch deine Freundin?«

Ja, meint sie, aber Vito hat sie mehr lieb, denn Lena wäre immer »so in Eile«, während Vito es mit ihr nie eilig hat. Und außerdem versteht er sie und schmust mit ihr, wenn sie traurig ist.

Dieser Satz macht mich etwas stutzig, so reden wir normalerweise nicht in unserer Familie; ich höre zum ersten Mal von ihr dieses »Er schmust mit mir, wenn ich traurig bin«, das sie mir hinwirft, als sei es einstudiert, als würde sie etwas wiederholen, das sie auswendig gelernt hat. Ich begreife nicht ganz, was das eine mit dem anderen zu tun hat, außerdem widerspricht es meiner Vorstellung von S' Alltag in der Schule und von dem, was uns die Lehrerinnen erzählen. Aber vielleicht irre ich mich auch.

»Und wenn er mit dir schmust, was macht er da?« »Er nimmt mich in den Arm ... und kitzelt mich.«

»Wo kitzelt er dich?« »Am Hals und hinten am Rücken.«

Ich bin völlig entgeistert, aber ich bemühe mich weiter zu lächeln.

»Und du magst das?« »Ja, weil wir Freunde sind.« »Hast du ihm deswegen zum Abschied ein Küsschen gegeben?« »Er hat mir gesagt, dass ich mich so von ihm verabschieden muss.« Jetzt auch noch dieses »muss« im Zusammenhang mit seinem Wunsch, es ist also weniger ein Bedürfnis von ihr ...

Ich schweige kurz, hin- und hergerissen zwischen meinem Drang, mehr zu erfahren, und dem Zurückschrecken davor. Ich frage sie, ob sie froh darüber ist, dass ich sie früher abgeholt habe. »Wir schreiben uns auch Liebesbriefchen«, sagt sie jetzt. Ich schaue sie mit großen Augen an.

»Wir sind feste Freunde.« »Dann ist es also eine dicke Freundschaft?« Sie nickt und strahlt über das ganze Gesicht.

»Und was schreibst du ihm so?« »Ich mag dich sehr. Und er schreibt mir auch, aber das soll geheim bleiben, das soll ich dir nicht erzählen.« »Warum denn?« »Na ja, weil ich es dir eben nicht sagen darf.« »Aber wenn es doch etwas Schönes ist und ich mich darüber freuen würde, warum sollte es dann geheim sein?«

Sie schaut mich an, zögert, doch dann fasst sie sich ein Herz. »Er hat mir geschrieben: Ich will mit dir gehen.« »Und hebst du seine Briefchen auf?« Sie überlegt einen Moment, dann verfinstert sich ihre Miene, und sie erklärt mir, dass er ihr nur ein einziges Mal geschrieben hat, er hat ihr sein Briefchen zu lesen gegeben, und dann hat er es wieder an sich genommen, obwohl er ihre immer behalten darf.

Und vielleicht schleicht sich in eben diesem Moment zum ersten Mal leichte Bestürzung in ihre auf den ersten Blick so

überzeugend zur Schau getragene Fröhlichkeit. »Und dann fragt er mich, ob ich ihn heimlich bei sich zu Hause besuchen komme.«

»Bei sich zu Hause? Heimlich? Jetzt nimmst du mich aber auf den Arm, oder?«

»Aber das soll auch ein Geheimnis vor dir sein«, meint sie weiter. Ich schaue sie an. Ich lächle weiter, wir sind am Auto angelangt.

»Entschuldige, Geheimnis hin oder her, wie willst du denn heimlich zu ihm nach Hause kommen, wenn ich dich immer von der Schule abhole oder eine von meinen Freundinnen dich mitnimmt?« »Ich geh da aber hin.« »Wenn ich dich nicht bringe, dann kannst du nicht hin ... Aber gut, wenn du unbedingt willst, lassen wir uns sagen, wo er wohnt, und dann gehen wir zu ihm. Ich bringe dich.« »Aber ich war doch schon da.«

Ich schaue sie an, wie um ihr zu sagen, dass all das, was sie mir da erzählt, sehr witzig ist, aber ich nicht darauf reinfalle. Doch sie beharrt: »Ich war schon da.« »Jetzt nimm mich nicht auf den Arm. Das kann nicht sein ...« »Doch, ich war da, seine Wohnung ist ganz nah bei der Schule ... Man biegt um die Ecke, und schon ist man da. Da drinnen gibt es viele Edelsteine.«

»Edelsteine?« »Ja, ganz viele. Da gibt es einen Schatz ... Aber die Goldsteine hat er selbst angemalt.«

»Und wo bewahrt er diese Edelsteine auf?« »In einem Schrank. Im Schlafzimmer. Aber es ist nur eine ganz kleine Wohnung, nicht wie unser Haus, es gibt nur ein Bad, die Küche und ein Zimmer.«

»Und du meinst, die liegt nah bei der Schule?« »Ganz nah. Vom Fenster aus kann man die Kinder sehen!«

»Wie heißt dein Hausmeisterfreund noch einmal? Ich hab seinen Namen schon wieder vergessen.«

Doch sie antwortet mir nicht und beharrt trotzig: »Er fragt mich immer wieder, ob ich nicht noch einmal zu ihm kommen möchte. Er fragt immer wieder. Aber ich habe keine Lust ...«

»Wenn du keine Lust hast, dann musst du auch nicht. Nicht einmal, wenn er darauf besteht ...«

»Und dann hat er gesagt, dass er die Edelsteine in den Keller geräumt hat ... und ob ich nicht dorthin möchte, um sie mir anzuschauen.«

Zuhause

Ich erinnere mich nicht mehr, ob das Gespräch im Auto noch weiterging. Wahrscheinlich versuchte ich, mir einen Reim darauf zu machen und gleichzeitig diese Wut zu unterdrücken, die mich in Wellen überkam. Wahrscheinlich habe ich die Kinder gefragt, was sie gegessen haben, und vielleicht habe ich sie auch schon darauf vorbereitet, dass zu Hause eine Überraschung auf sie wartet, ohne zu verraten, was es war. Fünf Minuten später waren wir da. Nachdem sie ihren Vater begrüßt hatten, sind sie in ihr Zimmer gerannt.

Ich habe keine einzige Erinnerung daran, was für Gesichter sie machten, als sie das kleine Dackelweibchen entdeckt haben. Bestimmt bin ich ihnen gefolgt, schließlich war der ganze Tag daraufhin abgestimmt, aber ich habe kein Bild daran im Gedächtnis. Als die Tür sich geöffnet hat, was haben sie gesagt? Wo war Lila? Hat sie geschlafen? Oder auf uns gewartet? Ich weiß nichts mehr. Sie müssen sie in den Garten gebracht haben – ich erinnere mich nicht einmal mehr daran, wie wir nach draußen kamen, vielleicht habe sogar ich selbst das Hündchen dorthin gebracht – denn S wollte sie dort fotografieren, und L